

## **„Bleiben Sie dran!“**

**Sonntag Jubilate, 26. April 2015**

**Predigt von Prof. Dr. Perry Schmidt-Leukel zu Johannes 15:1-8**

Wochenspruch 2 Kor 5:17: „Darum: Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.“

Epistel: Apg 17: 22-28

Paulus aber stand mitten auf dem Areopag und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr die Götter in allen Stücken sehr verehrt. Ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen Altar, auf dem stand geschrieben: Dem unbekannten Gott. Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt. Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darin ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. Auch lässt er sich nicht von Menschenhänden dienen wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt. Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen, damit sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir; wie auch einige Dichter bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts.

Evangelium: Joh 15:1-8

Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater der Weingärtner. Eine jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, wird er wegnehmen; und eine jede, die Frucht bringt, wird er reinigen, dass sie mehr Frucht bringe. Ihr seid schon rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe. Bleibt in mir und ich in euch. Wie die Rebe keine Frucht bringen kann aus sich selbst, wenn sie nicht am Weinstock bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun. Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen wie eine Rebe und verdirrt, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer und sie müssen brennen. Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren. Darin wird mein Vater verherrlicht, dass ihr viel Frucht bringt und werdet meine Jünger.

Liebe Gottesdienstgemeinde,

„Bleiben Sie dran“ fordern uns private Fernsehanstalten auf, wenn sie ihr Programm durch lange Werbeblöcke unterbrechen. Denn sie wissen: Schnell greift der Konsument zur Fernsteuerung, zappt sich weiter und bleibt dann vielleicht bei einem anderen, interessanteren Kanal hängen. Daher mahnt die anonyme Stimme „Bleiben Sie dran!“ Und manchmal verbindet die Stimme dies noch mit der Verheißung „Gleich geht es weiter“.

Haben wir es im heutigen Evangelium mit einer ähnlichen Ermahnung zu tun? Bleiben sie an Jesus dran! Zappen Sie nicht weg! Auch hier gibt es eine Verheißung: Wer dranbleibt, bringt viel Frucht und all seine Gebete werden erhört. Aber es wird auch noch eine Drohung hinterher geschoben: Wer nicht dran bleibt, der gleicht einer fruchtlosen Rebe. Wie diese wird er abgeschnitten und weggeworfen. Er verdorrt und schlimmer noch, er wird ins Feuer geworfen und dort muss er brennen.

Fernsehsender verzichten auf solche Drohungen. Und wenn sie drohen, dann eher auf kaschierte Weise. Sie zeigen zum Beispiel eine kurze Vorschau verbunden mit den Worten: „und so geht es gleich weiter“. Sie drohen also, dass man etwas sehr Interessantes verpassen könnte, wenn man zu einem anderen Sender wechselt – wenn man eben nicht dran bleibt. Doch diese Drohung ist nun wirklich milde im Vergleich zu jenen Drohungen, die uns aus der Welt der Religionen bekannt sind. Denn das Feuer, von dem im Weinstock Gleichnis die Rede ist, dürfte zweifellos unmittelbar die Assoziation an das Höllenfeuer erwecken: „Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen wie eine Rebe und verdorrt, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer und sie müssen brennen.“ Auch im Matthäus Evangelium wird damit gedroht, dass das „Unkraut“, die „Söhne des Bösen“ wie es dort heißt, einst, am Ende der Welt, aufgesammelt und im Feuer verbrannt werden, in jenem Ofen, in dem Heulen und Zähneknirschen sein wird (Matt 13:36-43). Was auch immer die Gerichtsvorstellung des Verfassers des Johannes-Evangeliums gewesen sein mag: das Bild vom Verbrennen der unfruchtbaren Reben legt Assoziationen an solche Höllenvorstellungen wie die bei Matthäus durchaus nahe. Die christliche Tradition hat das Bild jedenfalls ganz gewiss in diesem Sinn verstanden. Und das Bild des Vaters, dessen Barmherzigkeit im Zentrum der Verkündigung Jesu steht, gewinnt dadurch ganz andere Züge. Er erscheint hier – wie auch sonst im Neuen Testament – als derjenige, der das Gericht vollzieht. In unserem

Gleichnis vom Weinstock ist er der Winzer, der die unfruchtbaren Reben gnadenlos abschneidet; der diejenigen, die nicht in Jesus bleiben, dem Feuer übergibt.

Warum diese heftigen Drohungen? Warum muss die Aufforderung zum Bleiben in Jesus auf solch martialische Weise eingeschränkt werden? Das Gleichnis von Weinstock steht im Kontext der Abschiedsreden Jesu. Nach dem Johannes-Evangelium bereitet Jesus seine Jünger hiermit nicht nur auf seinen eigenen gewaltsamen Tod vor, sondern auch auf die Zeit danach – auf die Zeit, wenn er nicht mehr physisch bei ihnen sein wird. Denn dann, so die Botschaft der Abschiedsreden, wird es wirklich schwierig werden. Unmittelbar nach dem Gleichnis vom Weinstock prophezeit Jesus seinen Jüngern, dass nach seinem Weggang die Welt sie genauso hassen wird, wie sie ihn selbst gehasst hat (Joh 15:18f). Die Ankündigung wird noch konkreter, wenn zu Beginn des nächsten Kapitels gesagt wird: „Sie werden euch aus der Synagoge aussstoßen, ja es kommt die Stunde, in der jeder, der euch tötet, meint, Gott einen heiligen Dienst zu leisten“ (Joh 16:2).

Offensichtlich ist genau dies die Situation, in der sich die Nachfolger Jesu sahen, als das Johannes-Evangelium abgefasst wurde. Wegen seines Glaubens verfolgt und vielleicht sogar getötet zu werden, das sind nachvollziehbare Gründe, diesen Glauben aufzugeben, nicht mehr länger bei Jesus zu bleiben. Das mag dann auch erklären, warum die Drohung gegenüber dem Abfall so heftig ausfällt. Aber wirklich besser macht es die Sache nicht. Denn es stellt die Nachfolger Jesu ja vor die Wahl zwischen jenen, die sie wegen des Glaubens hinrichten, und demjenigen, der sie wegen des Glaubensabfalls im Feuer der Verdammnis brennen lässt. Das lässt letzteren kaum besser dastehen als die ersteren. Wie wir nur zu gut wissen, hat sich dieses finstere Gottesbild verselbständigt. Die Angst vor der Hölle wurde neben der Hoffnung auf den Himmel für ungezählte Christen zu einem gewichtigen, vielleicht sogar zum wichtigsten Motiv, um an Jesus „dranzubleiben“.

Die Drohung mit dem Höllenfeuer und die gleichzeitige Verheißung himmlischen Lohns finden sich keineswegs nur im Christentum. Sie sind vielmehr auch in allen anderen großen Religionen geläufig. Die islamische Mystik überliefert hierzu eine aufregende, ja revolutionäre Geschichte. Sie handelt von Rābi'a, einer freigelassenen Sklavin, die im achten Jahrhundert in Basra lebte. Eines Tages, so die Überlieferung, ging Rābi'a durch die Stadt, während sie in der einen Hand eine Fackel hielt und in der anderen einen Eimer gefüllt mit Wasser. Als die neugierigen Einwohner sie fragten, was sie damit

vorhave, gab sie zur Antwort:

„Ich will Feuer an die Bäume des Paradieses legen und Wasser in die Flammen der Hölle gießen, damit diese beiden Schleier verschwinden und es deutlich wird, wer Gott aus Liebe und nicht aus Höllenfurcht oder Hoffnung aufs Paradies anbetet.“<sup>1</sup>

Die revolutionäre Botschaft Rābi’as lautet also: Angst vor Strafe in der Hölle und Hoffnung auf himmlischen Lohn sind Schleier, die das eigentliche Wesen Gottes verstellen und verdecken. Wer Gott aus diesen Gründen verehrt, dem geht es letztlich nicht wirklich um Gott, sondern um sich selbst. Es geht ihm oder ihr dann darum, *für sich selber* himmlischen Lohn zu empfangen, bzw. *für sich selber* der höllischen Strafe zu entgehen. Es geht nicht wirklich um Gott. --- Das aber ist kein Ausdruck von Liebe. Denn in der Liebe geht es allein um den Geliebten. „Ich bin eins mit Ihm und ganz und gar sein“, schreibt Rabi’a über ihre eigene Gottesbeziehung.<sup>2</sup>

Ein weiterer bedeutender islamischer Mystiker, Rumi, der im 13. Jahrhundert lebte, drückt dies mit folgender Gleichniserzählung aus:

Ein Liebender klopft an die Tür seiner Geliebten.

„Wer ist da?“ hört er die Stimme seiner Geliebten.

„Ich“, antwortet er.

Doch da ruft sie ihm zu: „Verschwinde! Hier ist kein Platz für solche Arroganz!“.

Voll Schmerz in seinem Herzen entfernt er sich.

Doch nach einiger Zeit fasst er erneut Mut.

Abermals klopft er an ihrer Tür. Und als sie wieder fragt: „Wer ist da?“, antwortet er: „Niemand, Geliebte, außer Dir“.

Da öffnet sie ihm mit den Worten: „Jetzt, wo Du ich bist, komm herein.

Denn für zwei Ich ist hier kein Platz.“<sup>3</sup>

Rumi bezieht diese Erzählung dann auf das Gleichnis vom Kamel und dem Nadelöhr<sup>4</sup>, das er jedoch so abwandelt: Ein gespaltener Faden kommt ebenso wenig durch ein Nadelöhr wie ein Kamel. Erst wenn der Faden einspitzig wird, vermag man ihn hindurchzuführen. Der gespaltene Faden steht für diese beiden „Ichs“. Er steht für eine Religiosität, in der sich hinter meiner

---

<sup>1</sup> Leicht modifiziert nach A. Schimmel, *Mystische Dimensionen des Islams*, München, 2. Aufl., 1992, 66.

<sup>2</sup> Ebd. 67.

<sup>3</sup> Masnavi, Buch 1, 3069ff. Zitiert nach der englischen Übersetzung von Jawid Mojaddedi (Jalal Al-Din Rumi, *The Masnavi, Book One*, Oxford 2004, 188 (deutsche Übersetzung von mir)).

<sup>4</sup> Masnavi, Buch 1, 3077-84; vgl. Koran 7:40; Matt 19,24.

Zuwendung zu Gott eigentlich ein durch und durch selbstbezogenes Interesse verbirgt. Und so macht Rumi deutlich, dass es in seiner Geschichte um die Gottesliebe geht. Der Zugang zu Gott eröffnet sich erst in einer selbstvergessenen, Ich-vergessenen, ganz auf Gott gerichteten Liebe.

Die islamische Mystik kann uns den Blick dafür schärfen, dass sich auch bei Johannes hinter Drohung und Lohnverheibung eine ganz andere Dimension verbirgt: Die Dimension einer inneren Liebesbeziehung. Sie ist durchaus leicht zu erkennen. Schon die Wortwahl ist in dieser Hinsicht bezeichnend. Denn es ist eigentlich nicht die Rede davon, *bei* Jesus zu bleiben, sondern *in* ihm. Und dieses „In-Sein“ gilt in beiden Richtungen: Es geht darum, dass *wir* in ihm und *er* in uns bleibt. Eine Wechselseitigkeit, in der die beiden „Ichs“ eins werden. Dass hiermit die Wechselseitigkeit der Liebe gemeint ist, wird explizit in Vers 9 gesagt, der nicht mehr zu unserem heutigen Predigttext gehört: „Bleibt in meiner Liebe!“

Bei der Aufforderung zu bleiben, geht es also um eine Liebeswerbung: „Bleib!“, „Geh nicht fort.“ Wie oft, sagen sich Liebende diese Worte. „Stay, I want you to stay“, singt Rihanna in ihrem Hit. „I can't live without you“ – und das ist es, Liebende zumeist meinen, wenn sie sagen „Bleib“: „Bleib, weil ich Dich und Deine Liebe brauche.“ Dieses Motiv findet sich auch bei Jesus. Zumindest in dem menschlichen Bild, das die Synoptiker von ihm zeichnen. Etwa in der Nacht vor seiner Gefangennahme. Enttäuscht, bitter enttäuscht, ist Jesus darüber, dass ihm keiner seiner Freunde in seiner Angst zur Seite stand, dass keiner wach blieb, um bei ihm zu sein und mit ihm zu beten.

Doch in unserem heutigen Text liegen die Dinge anders. Hier sagt Jesus „Bleib!“, nicht weil er den Beistand seiner Jünger sucht, sondern weil er ihnen seine Liebe geben will. Die Liebe, die Jesus selber braucht, empfängt er vom Vater. Und diese Liebe des Vaters will er weiterreichen an die Seinen. Ausdrücklich fordert Jesus dazu auf, *so* in seiner Liebe zu bleiben, wie er selbst in der Liebe des Vaters bleibt (15:10).

Damit kommen wir nah an das johanneische Verständnis der Christusbeziehung heran. In Jesus bleiben heißt, in der Liebe Gottes zu bleiben – in der Liebe Gottes so wie sie in Jesus erschienen ist. Die innige Verbindung zwischen Jesus und Gott erlaubt es, durch die Beziehung zu Jesus an seiner Beziehung zu Gott teilzuhaben. In Jesus bleiben, ist Bleiben in Gott.

Aber sind wir nicht immer schon bei Gott, ja sogar in Gott? Nehmen wir den Text der Epistel: Dort spricht Paulus über Gott die berühmten Worte: „... er ist

nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir“ (Apg 17:27f). Und Paulus greift dabei zustimmend auf Aussagen eines quasi „nicht-christlichen“ bzw. in diesem Fall freilich „nicht jüdischen“ Autors zurück. Wenn wir aber in Gott „leben, weben und sind“, wie sollte es dann überhaupt möglich sein, nicht in Gott zu bleiben? Wie immer wir leben..., was immer wir weben..., wo immer wir sind..., wir bleiben dabei in Gott.

Die alles entscheidende Frage ist jedoch, ob wir uns dessen auch *bewusst* sind. Und ob wir uns dessen bewusst bleiben, wenn es schwierig wird. Dann, wenn dieses Bewusstsein verschüttet wird, weil unser Blick völlig vereinnahmt ist, von dieser Welt und dem, was uns gerade als unbedingt wichtig erscheint. Oder wenn das Bewusstsein, in und aus Gott zu leben in den Verdacht gerät, trügerisch zu sein. Wenn jene göttliche Wirklichkeit, in der alles ist, uns als ein bloßes Nichts erscheint, weil wir sie nicht in Einklang bringen können mit all dem, was in ihr erscheint. Wir wissen es nur zu gut: Das Bewusstsein, aus Gott heraus zu leben, Gott die Möglichkeit unseres Handelns und Seins zu verdanken, ist uns keineswegs immer und überall gegeben. Vielmehr ist es in der Regel verstellt. Im Grunde ist es wohl verstellt durch genau jenes „Ich“, das nicht durch das Nadelöhr hindurchkommt. Luther hat bekanntlich den Kern der Sünde darin gesehen, dass der Mensch in sich selber verkrümmt ist. In dieser Selbstverkrümmung sieht jeder nur sich – und den anderen nur im Hinblick auf sich. Doch gerade aus dieser Selbstverkrümmung kommen wir nicht durch eigene Anstrengung heraus. Schon gar nicht durch Drohung oder Aussicht auf Belohnung. Beides treibt einen viel mehr immer weiter in die Selbstbezogenheit hinein. Die Öffnung aus der Selbstverkrümmung kann sich nur als ein Akt der Befreiung vollziehen: einer Befreiung, die sich dann einstellt, wenn wir einer Liebe begegnen, die es einem ermöglicht, sich selber loszulassen.

In Jesus können wir einer solchen Liebe begegnen. Das Sein in Jesus lässt sich daher als ein Bewusstseinswandel, als ein Perspektivenwechsel verstehen: Es ist die Annahme einer neuen Perspektive auf uns selbst; einer Perspektive, die sich aus jener befreienden Liebe Gottes ergibt, wie sie Jesus verkörpert. Das Bleiben in Jesus ist dann die Einübung und das Beibehalten jener Perspektive, die mich immer wieder neu aus meiner Selbstverkrümmung heraustruft.

Deshalb ist jemand, der in Christus bleibt, so etwas wie eine „neue Kreatur“, wie es der heutige Wochenspruch aus dem Zweiten Korintherbrief formuliert. Wer in Christus ist, *in dem* ist Christus – jener Christus, der so aus dem Bewusstsein der Gottesliebe lebt, dass er für sie transparent wird, dass sie in

ihm ihre Früchte hervorbringt. Es ist der „Christus in mir“, der mich durch seine Liebe in einer Weise aus meiner gewöhnlichen Ich-Zentrierung befreit, wie es die Androhung von Strafe und die Verheißung von Lohn nicht vermögen. Als Schleier sind diese beiden bestenfalls deshalb geeignet, weil sie verdeutlichen, wie wichtig dieser Perspektivenwechsel ist, um den es hier geht. Aber sie bleiben dennoch Schleier, die das wahre Antlitz Gottes eher verbergen als erhellen. Die Frucht der Gottesliebe wird besser und stärker in uns wachsen, wenn wir durch beide Schleier hindurchsehen. Denn ein Leben aus dieser Perspektive befreit und drängt uns, wie Christus die Liebe Gottes an jene weiterzurichten, die uns brauchen. Jene, die wir in ihrem Leid und in ihrer Not nicht allein lassen können und dürfen.